

Zeitschrift:	Berner Zeitschrift für Geschichte und Heimatkunde
Herausgeber:	Bernisches historisches Museum
Band:	10 (1948)
Artikel:	Erinnerungen aus dem Jahre 1798 : aus der Lebensgeschichte Anton von Tilliers
Autor:	Strahm, Hans
DOI:	https://doi.org/10.5169/seals-241519

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 25.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

ERINNERUNGEN AUS DEM JAHRE 1798

Aus der Lebensgeschichte Anton von Tilliers

mitgeteilt von Hans Strahm

Als ich noch nicht ganz das 6. Jahr erreicht hatte, im Winter von 1797 auf 1798, schikte man mich zuerst auf die Stadtschule, welche damals fast alle Knaben auch der reichsten und angesehensten Berner besuchten. Denn die öffentliche Erziehung wurde als einzige zweckmässige Vorübung zu künftiger Gewandtheit im öffentlichen Leben betrachtet, und in mannigfacher Beziehung war diese Ansicht nicht vollkommen begründet. Da wo öffentliche Schulen gut eingerichtet sind und das Lehramt von würdigen, gründlich gebildeten und auch der Wirklichkeit des Lebens nicht völlig entfremdeten Männern geübt wird, halte ich diese Erziehungsweise für die vorzüglichste. Denn der von Hauslehrern erteilte Unterricht hat nur zu oft Einseitigkeit und Unbehülflichkeit zur Folge, und die in unserer Zeit so beliebten Kostschulen oder Pensionsanstalten haben, so treflich einzelne unter ihnen auch sonst seyn mögen, doch immer den Nachteil, dass Kinder dem elterlichen Haus und den häuslichen Gewohnheiten gänzlich entfremdet werden, welches im späteren Leben selten ohne nachteilige Rükwicklungen bleibt, und auch im allgemeinen mit der Bestimmung des Menschen im Widerspruch seyn möchte. Allein unglücklicherweise waren die damaligen öffentlichen Anstalten in hohem Grade mangelhaft, die Lehre in der Wissenschaft kaum mittelmässig, in ihren Sitten grösstentheils roh und in der Kunst des Lehrvortrags meistens erbärmlich. Aller Unterricht bestand in einem Auswendiglernen der lateinischen Wörter in einem Auszuge von Scheller und der lateinischen Paradigmen. Die ersten religiösen Gefühle sollten durch Auswendiglernen des Heidelberger Katechismus erweckt werden. Wer in einer öffentlichen Prüfung die meisten Fragen mit ihrer Beantwortung hersagen konnte, war der Ausgezeichnetste; ob man etwas davon begriffen hatte, darum bekümmerte sich niemand. Überhaupt erinnere ich mich nicht ein einziges mal ein verständiges Wort ausser dem Kreise des gewohnten Schulschlendrians von meinen damaligen Lehrern gehört zu haben.

Fröhlicher ist mir die Rückerinnerung an mein erstes Zusammentreffen und Zusammenleben mit meinen Jugendgespielten, oder sogenannten Leist-

* Anton von Tillier, der spätere Landammann und Regierungsrat und bekannte bernische Historiker, hat die Märztage 1798 als sechsjähriger Knabe miterlebt. Es ist überaus interessant, zu verfolgen, wie die damaligen umwälzenden Geschehnisse sich im Geist und in den Erlebnissen des aufgeweckten Knaben spiegelten.

freunden, von denen mir ein Theil während meines ganzen Lebens hindurch freundlich zur Seite gestanden ist, während sich meine Verbindungen mit den übrigen in der Folge gänzlich lösten. Diese Sonntagsgesellschaften der Knaben und Mädchen, die in der ersten Kindheit zusammentraten, und in der Regel bis in das höchste Alter durch die Bande der Freundschaft vereinigt blieben, sind eine Einrichtung, welche im Bezug auf die Mädchen der Schweiz, im Bezug auf die Knaben der Stadt Bern eigentlich ist. So wurde auch mir ein sogenannter Leist gebildet, wo ich mit acht Knaben meines Standes und Alters in eine Genossenschaft zusammentrat. Diese waren Ferdinand von Sinner 3. Sohn des Altlandvogts von Sinner von Avenches, später Oberamtmann von Seftigen, Gottlieb von Jenner v. Pruntrutt, später Major in der Reserve, Mitglied des grossen Raths und der Stadtverwaltung von Bern, ein jüngerer Bruder von ihm Friedrich von Jenner, der im Jahre 1807 in Lausanne beym Baden ertrank, Friedrich von Steiger v. Arwangen später Suppleant am obersten Appellationsgericht, Franz v. Engel v. Oron Mitglied des grossen Raths und Kirchmeier der Stadt Bern, Eduard von Steiger, Major in königl. Niederländ. Diensten. Albert v. Muralt Oberstlt. in königl. Französischen Diensten bey der Carde du Corps und Rudolf Thormann Mitglied des grossen Raths und des Obern Ehegerichts und Substitut des Oberzollverwalters. Von diesen meinen ältesten Jugendgespielten starb Friedrich von Jenner, ein sehr hoffnungsvoller Jüngling, im 13. Jahre seines Alters. Eduard von Steiger machte sich durch sein Benehmen bey dem Regiment von Jenner in königl. niederländischen Diensten unserer Freundschaft unwürdig und Albert v. Muralt, dessen Selbstsucht und Gekenhaftigkeit ihn für alles wärmere Freundschaftsgefühl unempfindlich machte, trennte sich gänzlich von uns. Die übrigen bildeten später den Kern eines neuen und weit zahlreichern Vereins, der sich bis zu den Ereignissen des Jahres 1830 erhalten hat, und oft mit froher Rükerinnerung des ersten Zusammentreffens gedachte.

Unter solchem kindischen Treiben wurde ich den Kummer meiner Eltern über das herannahende Ungewitter nicht gewahr, welches das geliebte Vaterland mit Verderben bedachte. Erst als die Schaaren des frankischen Directoriuns an den Gränzen waren, erfuhr ich was vorging. Von meinen Eltern habe ich seither öfters gehört, dass man mich oft ganz stille in einem Winkel gesehen habe, Gott anflehend, dass er die Franzosen von uns abwende, und die Schweiz beschützen möchte, wie er zu den Zeiten des alten Bundes Israel vor dem Untergange bewahrt habe. Die Neufranken nur aus den Kupfern zu Girtanners Revolutionsalmanach kennend, machte ich mir eine schauderhafte Vorstellung von diesen Verwüstern. Da mein Vater wegen seiner zerstörten Gesundheit den Feldzug nicht mitmachen konnte, so wurde in unserm häuslichen Kreise nach oft gewechselten Plänen, endlich wenige Tage vor dem Einzuge der Sieger die Auswanderung beschlossen. Es war die erste Reise in meinem Leben, und da ich von den Gefahren, die uns umgaben, kaum den zehnten Teil ahnte, so ist mir von dieser Auswanderung im 7. Jahre eine sehr

deutliche und im ganzen genommen nicht unangenehme Erinnerung geblieben. Die erste Absicht meiner Eltern war, sich nach Luzern zu begeben, und da-selbst die fernern Ereignisse abzuwarten. Allein bey Signau erfuhren wir, dass andere Flüchtlinge in Langnau von dem empörten Volke angehalten worden seyen. Wir wendeten also um, fuhren nach Thun, und von da den See hinauf nach Interlaken. Noch erinnere ich mich des furchtbaren Eindrucks, den das Gewimmel beinahe verzweiflender Flüchtlinge meistenteils weiblichen Geschlechts im Wirtshause im Neuhaus auf mich machte, wo ich während meine Eltern und meine Grossmutter mit andern Bernerschen Familien bey einem grossen Feuer sassen, mit einer ziemlichen Anzahl Kinder beyderley Geschlechts in ein groses Bett gebracht wurde, wo mich die auf die ungewohnten Anstrengungen des Tages erfolgte Müdigkeit bald in einen erquikenden Schlummer versenkte.

Den folgenden Tag setzten wir unsere Reise über den Brienzersee nach dem Brünig fort. Hier wurden wir auf der Grenze des Kantons Unterwalden angehalten und mussten daselbst zwei oder drei Tage bleiben, bis man uns gestattete weiter zu reisen. Überall sah das bethörte und durch Aufhezer und Aufwiegler allerart irregeführte Volk die Bernerschen Flüchtlinge für Verräther an. Die Bekümmernis meiner Eltern wurde dabei noch durch die übertriebenen Berichte von demjenigen gesteigert, was sich in den schreckenvollen Tagen vom 4. bis zum 8. Merz in Bern und der Umgegend zugetragen haben sollte. Endlich liess man uns ziehen, aber noch war die Prüfungszeit nicht vorbei. Denn als sich zu Lungern nun die Nachricht verbreitete, dass wir im Gasthofe daselbst abgestiegen seyen, wollte uns der rasende Pöbel umbringen und konnte nur mit Mühe durch einige Verständigen abgehalten werden, uns ein Leides zuzufügen. Wir schätzten uns recht glücklich, als wir in Sarnen ankamen, wo wir durch die Vermittlung eines wakern Mannes, eines Herrn Imfelds, weit besser aufgenommen wurden. Die übrige Reise wurde vom Wetter ziemlich begünstigt und war übrigens ohne Störungen. Durch den Kanton Schwyz wendeten wir uns nach Tokenburg und trafen ungehindert in Rorschach ein. Unvergesslich blieben mir hier 12 Kürassiere des Abtes von St. Gallen, welche in schwefelgelben ledernen Collets und Beinkleidern von demselben Stoffe, schweren Kürassen, gewaltigen Stiefeln und pfundschweren Sporen stolz einherschritten und die französischen Hallunken durch ihr blosses Erscheinen von den Gränzen ihres kleinen Landes abzuhalten können glaubten. Wir nannten sie nur die ledernen von Ro(r)schach. Leider habe ich aber nie etwas von ihren Waffenthaten gehört. Noch ist mir der Eindruck des ersten Anbliks des Bodensees, seiner lachenden Ufer und seiner im Vergleich mit denen, die ich bisher gesehen hatte ungeheuren Schiffe auf eine recht lebendige Weise gegenwärtig. Die Gesellschaft auf dem Schiffe war ziemlich zahlreich. Ein Engländer gab meiner Grossmutter, da er uns als Berner erkannte, ein Stük vom Federbusche des von den Bauern ermordeten Generals v. Erlach, die er als Reliquie dieses eines besseren Schicksals würdigen Krie-

gers gesammelt hatte. Als wir in die Heimath zurückkehrten, wurde es der trostlosen Wittwe zugestellt.

Zu Lindau dem Ziel unserer Reise, stiegen wir im goldenen Schaf ab, welcher Gasthof bereits mit Schweizerischen Flüchtlingen angefüllt war. Der merkwürdigste unter ihnen, der greise bernische Schultheiss Niklaus Friedrich von Steiger an Unerschütterlichkeit des festen Sinnes den Heroen des Alterthums gleich, konnte in mehr als einer Beziehung beym Untergang der alten Schweiz als der letzte der alten Schweizer angesehen werden. Er hielt sich nur sehr kurze Zeit in Lindau auf, und setzte dann von da seine Reise nach Ulm fort. Allein da meine Grossmutter die vertrauteste Freundin seiner Gemahlin war, so besuchte er uns. Noch erinnere ich mich der hohen Stirne und des geistreichen Bliks des ehrwürdigen Greises. Nachdem er mich mit grosser Freundlichkeit auf seine Knie gesetzt hatte, sagte er zu meiner Grossmutter *J'espèr que cet enfant verra de meilleurs temps.* Möge dieser Segen des unvergesslichen Mannes für das Vaterland reiche Früchte tragen, uns aber wird das Andenken dieses des Heldenalters würdigen Schweizers immer gegenwärtig bleiben.

Für mich war der Aufenthalt in Lindau nicht unangenehm, abgesehen von der schönen Lage des Orts und dem lebendigen Verkehr, der den Hafen der damals freien Reichsstadt belebte, und das Auge des Kindes mit dem Anblicke ungewohnter Dinge ergözte. Man schikte mich auf die Stadtschule, wo ich bald Spielgenossen fand, die mir die Merkwürdigkeiten der Stadt die katholische Kirche, das Fräuleinstift u. s. w. zeigten. Meine Lage als in so jungem Alter aus der Heimath vertriebener Flüchtling schien bei meinen Mitschülern einige Theilnahme für mich zu erwarten. Nur über einen Punkt konnte ich mit denselben zu keinem völligen Einverständnisse kommen. Ich hatte nämlich zu Hause oft gehört, dass nur allein von Österreich Rettung aus dem Unglück zu erwarten sey, welches das republikanische Frankreich über die Schweiz gebracht habe. Demnach waren alle Hoffnungen auf die Waffen des Erzhauses gerichtet, von dem ich überdies mich erinnerte, dass es unserer Familie mancherlei Auszeichnungen gewährt hatte. Die Lindauer Knaben schienen im Gegenteil eine grosse Abneigung gegen die Österreicher und entschiedene Vorliebe für die Franzosen zu fühlen. Dieses wurde öfters die Veranlassung zu lebhaften Erörterungen, die bisweilen handgreiflich wurden, den ersten politischen Fehden, die ich in meinem Leben ausgefochten habe. Den Damen verfloss indessen die Zeit lange nicht so angenehm wie mir. Man muss Bern am Ende des 18. Jahrhunderts besonders während des Aufenthalts der französischen Ausgewanderten gekannt haben, um den grossen Unterschied zwischen dem in dieser Stadt herrschenden gesellschaftlichen Tone und den Lebensgewohnheiten mit denjenigen einer kleinen schwäbischen Reichsstadt genug zu fühlen. Meine Mutter und Grossmutter hatten beide nur in Bern oder waadtändischen Städten gewohnt. Hier fanden sie sich auf einen ganz fremden Boden versetzt, und beinahe gänzlich vereinsamt. Mein Vater aber

bereiste bald nach unserer Ankunft die benachbarten Städte, um die Annehmlichkeiten und Kosten eines längern Aufenthalts in denselben mit den allfälligen Aussichten in der Heimath zu vergleichen. Ende Merz kehrte er nach Bern zurück, und da sich der Sturm nun etwas gelegt hatte, so holte er uns Mitte Aprils wieder in Lindau ab. Denn nach genauer Erwägung aller Verhältnisse, der strengen Massregeln welche man nach dem Beyspiele der französischen vormundschaftlichen Regierung gegen die Ausgewanderten ergreifen zu wollen schien, und der wenigen Annehmlichkeiten, welche sich die Damen von dem Aufenthalt in einer kleinen deutschen Stadt versprechen mochten, hatte man endlich beschlossen, nach der Heimat zurückzukehren, und daselbst mit Ergebung in das Unvermeidliche Gutes und Schlimmes zu ertragen.

Nach Hause reisten wir über Constanz, Frauenfeld und Zürich. Auf der Heimreise hatten wir durchaus keinen Anstand. Die Rükkehr und das erste Umsehen in der Heimath aber mochte wohl am besten mit dem Augenblike verglichen werden, wo der von Ungewitter und Hagel heimgesuchte den ersten Blik auf seine verheerten Felder wirft. Viel Unglück war geschehen, beinahe mehreres noch zu befürchten. Die Brandschazungen der französischen Unterdrüker schienen jetzt erst recht zu beginnen und die Verfolgungen gegen die Mitglieder der alten Regierung recht planmässig angeordnet werden zu sollen. Denn jetzt erst recht wurde die sogenannte Oligarchensteuer ausgeschrieben, und um die Zeit unserer Rükkehr hatte man in einem Augenblike, wo eine so strenge Maasregel nicht mehr zu erwarten seyn sollte, unvermuthet mehrere der angesehensten Männer als Geisel weggeführt, was auf keine Weise geeignet war, die Erbitterung zu schwächen. Von der allgemeinen Bekümmernis wurden meine Eltern mehr oder weniger durch die Sorge um mich befreit. Da viele Kinder an den natürlichen Blattern gestorben waren, so wurden sie mir eingimpft. Ich war eines der letzten Kinder in Bern, dem sie auf diese Art beigebracht wurden, denn gleich darauf fieng man an, Kuhpoken zu impfen. Die Zeit der Krankheit, während welcher man mich mit grosser Sorgfalt pflegte, öfters spazieren fuhr und mich zum erstenmal alten Neuenburger Wein nach der ärztlichen Verordnung trinken liess, ist mir in viel angenehmerer Rükerinnerung geblieben als diejenige welche unmittelbar auf meine Genesung folgte. Denn nun wurde ich wieder in die öffentliche Schule geschickt, welche weit entfernt sich seit der Umgestaltung der Dinge zu heben, vielmehr in einen erbärmlichen Zustand gesunken war. Unsere elenden Lehrer, welche bisher doch noch durch die Scheu vor ihren Obern in den Schranken des Anstandes zurückgehalten wurden, hielten es jetzt nicht mehr der Mühe werth, sich noch einigermassen in Acht zu nehmen. Um unsere sittliche Bildung kümmerten sie sich gar nicht. Vor unsfern Augen wurden von einigen schlechterzogenen Knaben alle Tage die rohsten Unsittlichkeiten begangen. Endlich gesellte sich zu der an sich schon traurigen Lage der Dinge noch das neue Übel, dass sich der damalige politische Partheigeist selbst auf der Schule fühlen liess, sowohl in Betreff der Knaben unter sich als in unseren Verhäl-

nissen gegen die Lehrer. Einige dieser letztern, welche unter der alten Ordnung der Dinge den Vätern und Grossvätern ihrer gegenwärtigen Schüler oft um des lieben Brodes willen auf die niederträchtigste Weise geschmeichelt hatten, glaubten jetzt auf keine andere Weise ihren helvetischen Bürgersin an den Tag legen zu können als durch Kränkung und Demütigung ihrer jugendlichen Enkel. Andere hingegen welche der Revolution abhold waren, erhizten uns die Köpfe durch unverständige Reden.

Auch der Leist meiner Altersgenossen war in der allgemeinen Zerstörung nicht verschont geblieben. Die beiden Jenner waren aufs Land gezogen. Muralts Eltern verliessen Bern ganz und zogen nach Genf, woselbst Muralt erzogen und dem Bernischen Wesen ganz entfremdet wurde. Auch Thormanns Eltern verliessen die Stadt. Die übrigen hingegen sah ich nun häufiger, doch wurde der alte Leist nicht mehr auf einem so bestimmten Fusse erneuert. Im übrigen war vielleicht keine Zeit, wo man in den Familien und unter Freunden auf einem traulichern, ungezwungern Fusse lebte, als in den ersten Jahren welche der Staatsumwälzung folgten. Mit dem Umsturze der alten Ordnung der Dinge, deren selbst beschränkte Wiederherstellung bei der damaligen Gestaltung Europas im höchsten Grade unwahrscheinlich schien, waren auch alle ehemaligen Rüksichten auf den gesellschaftlichen Zwang, den sie auflegen mussten, gefallen. Alle Eifersucht, alle gegenseitige Beobachtung war verschwunden. Man betrachtete sich allerseits als Leidensgefährten, und suchte sich durch heitere Mittheilungen im engern Kreise über das allgemeine Unglück zu trösten. Einer meiner Verwandten, der Neffe und Erbe des Schultheissen Joh. Anton, der in der letzten Zeit des untergehenden alten Freistaates eine Rolle gespielt hatte, war, da man für ihn wegen seiner Vorliebe für die neue Ordnung der Dinge von der allgemeinen Regel eine Ausnahme machte, welche die alten Regierungsglieder von der neuen Verwaltung ausschloss, Kantonsstatthalter von Bern. Niemand könnte läugnen, dass er ein geistreicher und gebildeter Berner war; allein seine von den Ansichten der Mehrzahl abweichenden Meinungen hatten ihm vor der Umwälzung viele Widersacher erwekt, und wenn er in Betreff seiner Geistesbildung zu den Vorzüglichsten seines Zeitalters gezählt werden konnte, so war er in anderer Beziehung von den Mängeln desselben keineswegs frei. Während er diese Stelle (Regierungsstatthalter von Bern) bekleidete führte mich mein Vater zu ihm. Er munterte denselben auf, mich zu einem tüchtigen Geschäftsmanne erziehen zu lassen, da künftighin Fähigkeiten und Kenntnisse allein zu Ämtern führen würden. Leider aber erfuhr mein Vater bald darauf selbst, dass auch unter der Herrschaft der Freiheit und Gleichheit Ränkemacherei und Schmeichelei gegen den Machthaber des Augenblicks nach wie vor ihr Spiel trieben, und er war ungeachtet seines wirklichen Verdienstes einer der ersten, der der diesen feindseligen Dämonen ihre Stelle opfern mussten.

Im Jahre 1799 brach der Krieg zwischen Österreich und Frankreich wieder los, und seine mannigfaltigen Wechselfälle erwekten oder zerstörten je nach

Umständen die Hoffnungen der Parteien. Wir Knaben sahen den Erzherzog Karl als den Retter an der uns von der französischen Übermacht befreien und die alte Schweiz wieder herstellen und von neuem beleben würde. Ein 8 Zoll langes Bild desselben von Pappe auf einem hölzernen Fussgestell war daher im wirklichen Sinne mein Idol. Eine Zeitlang waren die Fortschritte der Verbündeten in der That sehr bedeutend, das Übergewicht ihrer Waffen schien entschieden. Die helvetische Regierung, welche früherhin von Arau nach Luzern als in der Mitte der Republik gelegen, verlegt worden war, musste jetzt auf einmal nach Bern fliehen, denn die sehr übereilte Reise dahin in den letzten Tagen May darf wohl als eine Flucht angesehen werden. Durch diese Veränderung wurde Bern denn auch wieder belebt, da es sonst mit Ausnahme der ungewohnten kriegerischen Bevölkerung daselbst sehr still aussah. Seit der Umwälzung waren über 160 Familien aufs Land gezogen, oder hatten die Schweiz ganz verlassen. Im Anfange fand zwischen den helvetischen Behörden und den sogenannten patrizischen Familien nur sehr wenig Berührung statt. Endlich näherte man sich den Gemässigtern, und da einige von diesen ihre Frauen und Kinder nach Bern beriefen und in dieser Hauptstadt Wohnungen mietheten, so bahnte die Grundgenossenschaft einen Weg zu freundschaftlichem Umgang. Auch der Umstand dass einige junge Berner, deren Vermögen nicht gross genug war, um ihnen zu gestatten in Catonischer Verachtung der Gegenwart ohne Anstellung zu bleiben, sich in den ministeriellen und andern Bureaus gebrauchen liessen, oder bisweilen selbst um dem Conscriptionszwange zu entgehen als freiwillige in denselben arbeiteten, hatte Annäherungen zur Folge.

Um den Mitgliedern der helvetischen Regierung und ihren Familien einige Erholung zu verschaffen, die der gesellschaftliche Umgang bei der damaligen Spannung nicht gewähren konnte, wurde eine Bühne eröffnet. Und zwar gab zuerst eine Gesellschaft von Liebhabern jeden Sonntag abwechselnd deutsche und französische Vorstellungen zum Besten der Armen. Zum erstenmal wurde das Theater im Hotel de musique hiezu benutzt, welches vor der Umwälzung, da man aus Staatsgrundsäzen kein stehendes Theater gestatten wollte, niemals zu dramatischen Darstellungen gebraucht werden durfte. Mein Vater erlaubte mir mit meinem Abendlehrer, dem Studiosus Freudenberger, der ersten Vorstellung beizuwohnen. Der Direktor Güder eröffnete die Bühne mit einem Prolog. Das erste Stük, welches ich in meinem Leben sah, war die Oper Der Schlaftrunk. Die bald nachher verstorbene hübsche und talentvolle Tochter des Kantors Käsermann spielte die Rolle der primadonna, ihr Vater leitete das Orchester, der nachmalige Stadtbuchhalter Durheim ein vorzüglicher Tenorsänger machte den Liebhaber. Er war sehr elegant gekleidet, und noch mehrere Jahre nachher suchte ich, wenn ich mich auspuzen wollte, auch in meiner Kleidung so fast als möglich wenigstens durch ähnliche Farben jenem Ideale zu nähern. Lange konnte ich einen gebildeten Jüngling, der einigermassen mit Beifall in der Welt auftreten sollte,

nicht anders, als in einem dunkelblauen Frak mit engen Pantalons von derselben Farbe und einem weissen Camisol vorstellen. Ich war von der Aufführung ganz entzückt. Allein bald wurde der Eindruck dieses ersten Stüks durch den des Clavigo von Goethe geschwächt, der mir in allen Theilen viel grandioser erschien, sowohl wegen der alt spanischen Kleidungen in welcher Clavigo und sein Freund auftraten als wegen des imposanteren Ganges der Handlung. Noch ist mir der letzte Aufzug so gegenwärtig als ob ich ihn erst gestern gesehen hätte. Der Besuch des Theaters wurde von nun an für mich meine Lieblingsvergnügung.

Dem mangelhaften Unterrichte, den wir auf der öffentlichen Schule empfingen, suchte man durch Privatfleiss nachzuhelfen. Meine Fortschritte in der lateinischen Sprache waren nicht unbedeutend, die sogenannte Grammatik des untern Curriculums war mir sehr geläufig, ich conjugirte und declinirte nämlich ganz fertig. Im Eutropius und Cornelius Nepos war ich ganz zu Hause, Übersetzungen ins lateinische fingten an zu gelingen. Die römische und griechische Geschichte, so wie sie aus den beiden oben genannten Schriftstellern hervorgehen, zogen mich in hohem Grade an, meine Phantasie beschäftigte sich gern mit denselben, und der Gedanke, dass ein Miltiades und Scipio aus mir werden könnte, schien sich förmlich bei mir einzuschmeicheln. In der Arithmetik hatte ich unter meines Vaters Anleitung die 4 Species ziemlich gut erlernt. In der Religion hingegen hatten sich meine Begriffe seit den früherhin erwähnten aus den Kinderbibeln geschöpften nicht viel erweitert. Das alte Testament behauptete noch immer den Vorzug vor dem andern. Denn es schien mir ungleich kräftiger wie Simson seine sämtlichen Gegner mit der Eselskinnbake tod zu schlagen als nach der Lehre des Evangeliums dem Beleidiger auch die andere Bake dar zu reichen, eine Ansicht, die gewiss bei den meisten Knaben vorherrschen wird.

Bereits im Laufe des Jahres 1798 hatte mein Vater, da man damals fast allgemein die Einführung eines Papiergeedes besorgte, und in den ersten Zeiten nach dem Einmarsch der Franzosen weder Kapitalien noch Zinse eingefordert werden durften, so dass die Zinsbriefe aller Art in grossen Miscredit gekommen waren, ein kleines Landgut in Worb gekauft, welches, da es lange Zeit im Besitze der Familie von Büren geblieben war, den Namen Bürenstok erhalten hatte. Der grösste Theil des Werths bestand in dem ursprünglich schönen und sehr fest gebauten Hause, welches aber seit vielen Jahren im innern ganz vernachlässigt und nur noch von Leuten niedrigen Standes bewohnt wurde. Einige Zeit ging mein Vater mit dem Gedanken um, sich das ganze Jahr hier aufzuhalten, und das Gebäude zu diesem Behufe einrichten zu lassen. Da indessen nicht mehr als 9 Morgen Landes zu dem Hause gehörten, so schien dieses Gut für den Wunsch meines Vaters sich mit Landbau zu beschäftigen zu klein, und als im Laufe des Jahres 1799 meine Grossmutter in einem Alter von 72 Jahren starb, und sich von daher sein Vermögen vermehrte, so brachte er das sogenannte Gässligut in der Gemeinde Vechigen

durch Kauf an sich, welches wegen der trefflichen Wiesen, die es umfaste, zu den schönsten Gütern gerechnet wurde. Mein Vater bezahlte dafür den sehr beträchtlichen Preis von 80 000 ♂ oder 60 000 Schweizerfranken. Die Güter standen nämlich damals eines Theils wegen des leichten Absatzes aller Erzeugnisse, den der in den benachbarten Ländern vorherrschenden Kriegszustand zur Folge hatte, anderseits wegen der Unsicherheit jedes andern Besitzes in einem sehr hohen Werthe, so dass ungeachtet des bedeutenden Preises der Erzeugnisse der jährliche Ertrag dennoch in keinem Verhältnisse zu dem Kapitalaufschlager stand, welches auf die Vermögensumstände meines Vaters besonders im Betreff seiner Einkünfte, sehr nachteilig wirkte. Dazu kam noch der Umstand, dass das Wohngebäude sehr schlecht war, meine Mutter also nicht daselbst zu leben begehrte, und auch wegen meiner Erziehung genötigt ward, in der Stadt zu bleiben, so dass meine Eltern seit dem Ankaufe dieses Gutes fast das ganze Jahr hindurch getrennte Haushaltung führen mussten. Dieses Verhältniss hatte mancherlei nachteilige Folgen.